

# SPIEGELBLATT

Nr. 36

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

Fortsetzung)

**G**s war, als ob Stine über der neuen großen Freude alles Andere vergaß. Sie lag den ganzen Tag still für sich in ihrer Kammer, in der durch das schmale Fenster ein Sonnenstrahl auf die hinfarrte Bettdecke fiel, und auf das winzige Köpfchen, das aus dem Bündel in Stine's Arm hervorsah.

Daniel war auch so gut zu ihr. Wenn er Feierabend von der Arbeit kam, holte er ihr ein paar Bechnellen und Goldlack von dem kleinen Blumenbeet hinter dem Haus, wo die Blumen ohne alle Pflege lustig wucherten. Und er war so glücklich über den Jungen. Stine musste lachen, wenn er das kleine Bündel so vorsichtig auf seinen großen Händen hielt, und sein ehrliches, braunes Gesicht so strahlend auf das rothe, rünzelige des Kindchens heruntersah.

Neber Tag war sie auch nicht ganz allein; die Rödthofbäuerin kam täglich, um nach der Tochter zu sehen. Aber sie konnte immer nur auf kurze Zeit abkommen, sie war jetzt auch auf dem Hof zur Pflege nötig.

Der junge Hoffbauer, dem der Alte den Hof seit Kurzem übergeben hatte, war beim Heuaufladen gestürzt und lag mit schweren, inneren Verletzungen. Die junge Frau und die Mutter pflegten ihn, doch war wenig Hoffnung auf sein Aufkommen.

Die kurze Stunde bei der Tochter war der alten Frau immer eine Erholung; sie hatte Freude an dem kräftigen, kleinen Jungen, umso mehr, als sich bei ihrem bisher einzigen Enkelkind, dem jetzt dreijährigen Hosferben, herausgestellt hatte, daß er taubstumm und gänzlich schwachsinnig war.

Aber die friedlichen Tage in dem kleinen Haus dauerten nicht lange.

Die alte Bäuerin hatte eines Mittags ahnungslos, um Stine eine Freude zu machen, Engel Voigt mit in die Wochensube gebracht. Und obgleich sie sie sofort, durch die Aufregung der jungen Frau erschreckt, wieder heranführte, so war es doch, als

ob durch diesen kleinen Anlaß plötzlich Alles wieder aufgeweckt wäre — die unruhige Eifersucht, das Misstrauen, die Bitterkeit, die schon fast vergessen

„Ed heiw' t em nich towedder maket, Mudder. Dat deith he sülben. Neiver lat mi man tofre'en. Dor kam nein Münche wat an ännern.“

Stine hatte ihren ersten Kirchgang gemacht; aber ihr Gesicht war freudlos, als sie neben ihrem Mann im Sonntagsstaat den schmalen Weg zwischen den Hecken hinging, und nur bei der Danksgabe des Pfarrers „für die Gabe eines gesunden Kindchens in einer Familie der Gemeinde“ hellte sich dasselbe etwas auf.

Es war kurz nach diesem Sonntag, als Stine und Daniel zusammen den jetzt so selten betretenen Weg zum Rödthof gingen.

Auf dem Hof war tiefe Trauer; der junge Rödtmeier war an seinen Verleugnungen gestorben.

Auf der großen Diele stand der Sarg zwischen den Kerzen, deren still brennende Flammen an dem hellen Sonnertage wunderlich fremd und feierlich aussahen.

Vor dem weit offenen Thore drängten sich die Leute, als Daniel und Stine kamen, die Frauen in dem ernsten Schwarzweiss der Trauer, statt des Perlenglitters an der Mütze nur den schmalen, weißen Streifen über der Stirn.

Der Rödtmeier ging beiden entgegen, als er sie kommen sah; er sah alt und gebrochen aus, ein tiefgrämter Zug lag in seinem Gesicht, statt des behäbig herrischen Bauernhochmuths, der ihm sonst das Gepräge gab.

„'n Dag of, Stine. 'n Dag, Daniel,“ sagte er langsam, „wo geith' t? Wat makt de Lütje?“

Wiel Worte über Schmerz oder Freude machten sie nicht. Stine sah dem Alten erstaunt in's Gesicht.

„Dank of, Bädder. Dat geith' Allens. De Lütje ward alle Dag flänker.“

Unwillkürlich sah sie in das offene Thor herein, wo neben der Schwägerin der kleine Hosferbe stand. Der Junge starrte mit blöden Augen in die Kerzenflammen und wiegte mir langsam den unformlichen Kopf hin und her.



Ludwig Richter: Ausflug.

schienen. Die Rödthofbäuerin sah die Tochter oft erschrocken an, wenn sie hörte, wie schroff und bitter sie mit ihrem Mann sprach, der doch nichts als gute Worte für sie hatte.

„Stine, Stine, wat hett Din Mann Di dahn? Lat Di raden, mak em sin Hus nich towedder!“

Aber die junge Frau lachte kurz und hart auf.

Der Blick des alten Mannes ging ihrem nach; ein bitterer Ausdruck kam in sein Gesicht, er wandte sich kurz ab.

Die Männer standen ernsthaft und regungslos, während der alte Pfarrer sprach, ein paar Frauen schluchzten. Sie wußten alle, was dieser Verlust zu bedeuten hatte. Nicht nur den persönlichen Schmerz. Der große Hof war nun ohne Erben; der schwachsinnige Junge zählte ja nicht mit.

Vor der Thür stand der niedrige Bauernwagen, voran darauf, in weiße Laken gehüllt, die beiden Klageweiber, ein paar entfernte Verwandte der Familie, die diesen Ehrendienst thaten.

Als der Sarg aufgehoben wurde, schluchzte die junge Witwe, die dicht daneben stand, laut auf.

Sine nahm missleidig die Hand der Schwägerin, unwillkürlich sah sie zu den Männern hinüber, wo Daniel stand, den Hut in der Hand, einen guten, ersten Ausdruck auf dem Gesicht. Es ging ihr warm durch's Herz. Es hätte doch ebenso gut sein können, daß er da in dem gelben Kasten läge — und sie —

Es war Sine auf einmal, als könnte sie das Alles vergessen, was sie drückte, was sie gegen ihn hatte. Er war doch ihr Mann, sie hatten sich doch lieb! Und wer weiß, wie lange sie noch zusammen waren. Es konnte ja so schnell kommen, mitten aus dem Leben heraus. Wie bei dem Bruder.

Sie nahm sich vor, gut gegen ihn zu sein, von nun an. Sie gab sich auch Mühe, den Vorwurf zu halten.

Es war Sonntagmorgen, sie saßen zusammen in der kleinen Stube, friedlicher als seit lange, Sine mit dem Jungen an der Brust, als draußen ein schwerer Schritt über die Dielen kam. Gleich darauf wurde die Thür ohne Anslopfen aufgestoßen, der alte Stobmeier kam herein.

Er war selten hier. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie nämlich bei der Kindtaufe, kam er in's Haus.

Daniel und Sine wußten nicht recht, was der Besuch bedeuten sollte. Einmal verlegen schob Daniel ihm den einzigen Storbstuhl hin.

Der Alte war schweigsam. Er saß erst, sog an seiner Pfeife und sah auf den Kleinen, der behaglich traut, bisweilen mit einem glänzenden Ton Ahem schäpsend.

Plötzlich nahm der Bauer die Pfeife aus dem Mund und räusperte sich.

„Es mit Di eis seggen, Sine. Di mi Din Mann,“ sagte er dann langsam, „es heim' r daffe Di ell saten an dacht. Friz is nu dole —“

Er stotterte einen Augenblick, dann sprach er ruhig weiter.

„Es für 'n olen Mann, dat kann mit mi nich mehr lang duren. Un Friz su Sahn — ji weit' es, dat de Jungs man 'n Döbler is. De kann den Hals nüch fregea. Un mi heim' ich mi dacht, Sine, Das hätt man öllste Rache, un de Söhne is gefaht. De schall den Haw mal fregea.“

Er war wieder still und sah die Beiden scharf an. Daniel sah vor sich hin, Sine hatte sich über das Kind gebogen.

„Din Jungs, Sine,“ sprach der Bauer weiter, als Grinsen anwies, „aber der is noch wat anders si. Wenn hei den Hals mal fregea schall, suer hei sein Doglähner sind bliewen, hei mit os Auerde anfangen würden, up'a Haw. Si mit mi den Jungen leiten. Si kann em ja befahlen nu den Jungen fregea, sei schon as ji Söhnen heim'.“

Es war einen Augenblick still. Dann stand Daniel plötzlich auf.

„Södler,“ sagte er ernsthaft, „es weit woll, dat ji dat gaud meint, aber de Sef geht nich. Din Jungs is 'n Doglähner und dat schall hei schicken. Hei brukt jid van wegen jid Sellen nich tan jachsen.“

Der Alte war auch aufgestanden, sein Gesicht war braunschwarz, er thut ein paar starke Züge aus der Pfeife.

„Sine,“ sagte er, „heft' han?“ Bat seggt' dorvan?“

Sine antwortete nicht, sie sah mit unruhigen Augen auf das Kind herunter. Daniel stellte sich neben sie.

„Nee, Babber,“ sagte er ruhig, „ji schall ot bedankt sin. Neuer usen Jungen möt wi behollen. San lang as Sine un ed noch de Arni' rögen un jene Arbeit dahuhr künnt, gewi wi den nich her.“

„Na — denn adjüs tosamme!“

Ohne ein weiteres Wort nahm der alte Bauer seine Pelzlappe vom Tisch und ging aus der Thür.

Sine sah ihm vom Fenster aus nach, das Kind im Arm schaukelnd.

„Danjel,“ sagte sie plötzlich, „dat harrst nich daucht möten. Dat harrst nich git seggen möten.“

Daniel sah sie stirnrunzelnd an.

„Harrst duu denn usen Lütgen hergewen künnt?“

Sie sah auf das Kind herunter.

„Swor wier't mi woll wesen. Neuer ed harr't doch woll för em dahu. Es doch den Jungen sin Tanzkunst.“

„Tanzkunst — Suck! Wenn hei ihrlichen Daglähner is, as sin Babber, denn kann hei ot tofre'en sin.“

Sine schüttelte den Kopf.

„Nee, Danjel, dat is doch wat anners, san 'n großen Euer, de ip sin'n Haw sitt un sit ünn nein 'n ammeri wat schert — nu denn san'ne arme Doglähnerklie, de sit all ehr Dag blot quälen un aßraddern möt nu nig vun'n Leven heuwat as Blasfeli un Ärger! Nee, Daniel, ed weit, wat te Leidenschaft heit!“

Sie sprach aufgeregzt und hastig. Daniel war herumgefahren und starrte ihr in's Gesicht.

„Und dat seggt' Dan, Sine? Nu dat seggst' eau mi?“

Sine antwortete nicht.

Daniel stand vor ihr, er atmete schnell, sein Gesicht war hart.

„Sine, wenn ed t' vörher nich seggt' harr, deun wull ed t' mi seggen! Wenn Di Din Hochmaud dat Leven juer maket, Di un Din Mann — denn schall jene Jungs nich ot noch in Hochmaud upfaggen werden!“

Sine war aufgestanden, ihr Gesicht war heiß.

„Danjel, Mann, versündig Di nich an den Jungen sin Tanzkunst! Wat wud'le för Antwort gewen, wenn hei Di mal seggt, Dan harrst' ichuld, dat hei 'n armen Kiel wier? Nee, Danjel, ed lop henné un ramp usen Babber frügge!“

Sie wollte aus der Thür, aber Daniel versperrte ihr den Weg.

„Den blitwoft' hit! Ed willt' nich mi ed ledt' nich!“

Einen Augenblick standen Mann und Frau und sahen sich an. Dann wandte Sine sich langsam weg.

„Leum heft Dan't schuld, Danjel. Es nich,“ sagte sie mit fliegendem Gesicht.

Wieder etwas Neues zu all dem Andern, was schon zwischen ihnen stand. Sine vergaß es ihrem Mann nicht wieder, daß er sich zwischen den Jungen und seine Zukunft gestellt hatte.

Die Erntzeit war zu Ende, ein Aufathmen ging durch das Land. Auf der Wiese neben dem Krug war das große Leinwandzelt zum Erntebiert gehauft, mit bunten Flitterfränen und Grün behängt, die Tannenzweige mit Seifenpüppchen bestreut.

Die gellende Tanzmusik klang heransfordernd durch die klare Herbstluft herüber, die bunte Fahne auf dem Zelt sah man über den Apfelbäumen des Früggartens flattern.

Daniel stand unentschlossen in der Thür, die Hände in den Taschen.

„Sine,“ rief er plötzlich in die Diele herein, wo die junge Frau mit dem Kind auf und ab ging. „rief Di an mi gah'u beten wie nah't Erntebier! Gumm man, de Jungs kleppt jau!“

Sine schüttelte den Kopf.

„Es für noch in Ernter. Es kann noch nich danzen gaha.“

„Brässt' jau ot nich danzen, ed doncht' ot nich. Bloß 'n beten tauflieben!“

Als sie nicht antwortete, kam er einen Schritt näher heran.

„Gumm man mitte, Sine. Kannst jau wat hören, Engel is of dor, mit de kannst Di zusammensetten.“

Die alte Eifersucht schoß plötzlich wieder hoch. Sine lehnte sich mit einem Rück um.

„Kannst jau ahn mi gohn,“ sagte sie böse, „warfst Di woll noch beter immerholzen. Ed bliet hier!“

Daniel sah ihr nach, wie sie rasch mit dem Kind in die Stube ging. Einen Augenblick stand er noch unentschlossen, dann nahm er die Kappe vom Nagel und ging langsam pfeifend die Straße hinunter, dem Krug zu.

Ein harter Ausdruck lag auf Sine's Gesicht, als sie ihn fortgehen hörte. Sie setzte sich auf den Strohstuhl und sah auf das schlafende Kind in ihrem Schoß herunter.

Die Tanzmusik schmetterte scharf und blechern herüber, hin und wieder klwang auch ein lautes Lachen. Sine hörte Alles deutlich, wie sie so still in der dumpfen, kleinen Stube saß.

Daniel war nun wohl müthen davzwischen. Es kümmerte ihn nicht, daß sie zu Hause saß, wenn er nur lustig sein konnte und tanzen!

Aber nein, tanzen wollte er ja nicht, das hatte er gesagt. Nur zusehen.

Ob er wohl auch mit Engel sprach? Sie hörte das Mädchen vorher im Staat vorbeigehen sehen.

Eine unerträgliche Unruhe fasste sie auf einmal. Sie konnte es nicht mehr aushalten allein. Vorsichtig legte sie das schlafende Kind auf ihr Bett und lief aus der Thür, die Straße zum Krug hinunter.

Bor dem Zelt drängten sich die Leute, weißäugige Jungen balgten sich, und halbwüchsige Mädchen standen, auf den Zehen gereckt, auf den vorspringenden Stützbalken des Zeltes und versuchten neugierig hereinzusehen.

Sine stellte sich hinter ein paar Mädchen und sah, selbst versteckt, in den großen Raum, der voll Menschenstaub, aufgewirbeltem Staub und Biergeruch war. Es war wohl gerade Tanzpaus, die Mädchen in ihrem bunten Staat saßen mit heißen Gesichtern lachend und schwatzend an den Seiten des Zeltes, die Männer standen rauchend an den Ausgängen zusammen. Sine suchte ihren Mann mit den Augen, aber sie fand ihn nirgends.

Plötzlich sahen die Musikanter, die an der Schmalseite des Zeltes auf einem taubenbeflockten Breiterthron saßen, mit einem lauten Tusch der scharfen Blechinstrumente wieder ein. Ein Drängen und Schieben ging durch das Zelt, die Burschen winkten sich ihre Mädchen her und stellten sich für den „Achter“ in Tanzordnung.

Sine machte einen undeutlichen Laut. Da war Daniel ja!

Und — könnte das sein? Sie sah, wie er sich hastig zwischen den Paaren durchschob, jetzt wußte er Engel, die an der anderen Seite des Zeltes saßen. Das Mädchen stand lachend auf, die beiden suchten sich Hand in Hand ihren Platz zwischen den Tanzenden.

Sine stand regungslos, während sie mit den Augen den Bewegungen der Beiden nachging. Daniel schien recht vergnügt zu sein!

Sine mußte auf einmal an ihren Hochzeitstag denken, wo sie mit Daniel zuletzt den Achte getanzt hatte. Damals war es Alles anders gewesen. Zuletzt tanzte Daniel lieber mit der Anderen als mit ihr. Sie war ja nicht mehr so hübsch und lustig wie die. Es war ihm wohl ganz recht, daß seine Frau nicht da war.

Langsam wandte Sine sich weg und ging wieder nach Hause. Da setzte sie sich an die Wange des Jungen und schluchzte vor sich hin.

Es war kurz nach Dunkelwerden, als sie Daniels Schritt draußen hörte, nicht ganz so fest und gleichmäßig wie immer.

Der kleine Friz war eben aufgewacht und jagte und strampelte in ihrem Schoß, als ihr Mann die Thür aufstieß.

Sein Gesicht war heiß und rot, er sang heiße abgerissene Worte eines Gassenbauers vor sich hin,

seine Augen waren blank und stier. Als er seine Frau sah, blieb er stehen und lachte.

"Dor sin eck wedder, Stine," sagte er laut, "dat was hellschen lustig. Wierst nich ot dor wesen!"

Er war dicht vor ihr, der Bierdunst seines Athens kam ihr in's Gesicht. Unwillkürlich wischte zurück, ein Gefühl von Angst und zugleich von Widerwillen, heimliche Hass, kam über sie.

Der Junge auf ihrem Arm zappelte lustig. Daniel sah ihn lachend an.

"Niek eis, wat det Liitje sich hoegt! Fritschen, kuum tan Bader — kuum!"

Er hatte das Kind angefasst, aber Stine stieß ihn heftig zurück.

"Dat em tofre'en! gah man wedder tan Din Frum," schrie sie ihn an, "u' dimen (betrunken) stiel schall miu Jungen nich auroegen!"

Daniel starnte sie einen Augenblick an, ihm schoß es blutroth in die Stirn.

"Din Jungen?" seine Stimme war heiser, er schüttelte die Faust vor ihrem Gesicht, als ob er sie schlagen wollte, "is dat nich min Junge ock? Segg' dat blos noch eis — Dan —"

Es war nur eine Sekunde, dann besann er sich. Sein Mund sah verschlossen.

Die Hand fiel schlaff am Leib herunter. Er drehte sich wortlos um und ging aus der Thür.

Mit dem Tage war Alles vorbei. Sie gaben sich gar nicht mehr Mühe, Frieden zu halten. Keine Stunde, in der sie zusammen waren, verging ohne böse Worte. Anfangs zwar nur von Stine's Seite.

Die herbe Bitterkeit gegen ihren Mann, die mißtrauische Eifersucht, die langsam in ihr gewachsen waren, beherrschten jetzt all ihre Gedanken. Sie bewachte ihren Mann förmlich. Jedes Wort, das er sagte, trat sie in hässlichen Missverständnissen breit und benutzte es zu scharfen Reden und Vorwürfen.

Anfangs ließ Daniel Alles geduldig über sich ergehen oder versuchte, sie in seiner gutmütigen Art zu beruhigen. Aber mit der Zeit wurde es ihm zu viel, er antwortete ebenso heftig, die niedrige Stube klug wider von lautem Streit und Zänkererei.

Die Nachbarn durften nichts davon merken. Stine wollte nicht, daß fremde Augen in ihr Unglück hereinsehen. Sie hatte es ja schließlich selbst Schuld. Warum hatte sie nur nach ihrem Kopfe geheirathet und auf keinen Anderen gehört?

Aber im Dorf redeten sie doch über die junge Frau. Sie war so jämmerlich blaß und mager, und der Mann sah auch aus, als ob ihm der Weizen verhagelt war. Sie mochten Daniel Böhler alle gern; Stine hatte wegen ihres hochmütigen Wesens nicht viel Freunde.

Es war nur gut, daß Daniel und Stine wenig zusammen waren.

Die Erste war schlecht gewesen und die Kartoffeln zum großen Theil frak. Die Kanalarbeiten in der Stadt waren zu Ende, Daniel hatte jetzt Arbeit in einer großen Brannweinbrennerei. Über der Tagelohn war gering, er versuchte nach Feierabend noch ein paar Groschen zu verdienen. Es kamen Tage, wo kam das trockene Brot im Hanse war.

Stine brachte es nicht über sich, auf den Stodthof bettelnd zu gehen.

Wenn Daniel spät nach Hause kam, war er so todmüde, daß er sich sofort auf den Strohsack warf. Mittags sahen sie sich auch kaum mehr, Stine trug ihm nur das Essen in die Brennerei und ging dann gleich wieder — des Jungen wegen, sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)



## Ludwig Richter.

Von Walter Hofmann.

**N**och kein neuerer deutscher Künstler, der diesen Ehrennamen ganz verdient, hat so unmittelbar die Liebe seines Volkes gefunden, wie seinerzeit Adrian Ludwig Richter. Die Menschen von heute stehen ja nun diesem Meister unzweifelhaft viel ferner, als die Generationen der

fünfziger und sechziger Jahre. Aber da wir Deutschen uns dem Besten von Richter's Wesen wohl nie ganz entfremden werden, so haben wir die schöne Pflicht und das Recht, heute, in dem Jahre seines hundertsten Geburtstages, wieder einmal ein wenig bei dem lieben Dresdener Meister zu verweilen.

Ludwig Richter's Jugend war nichts weniger als glänzend! Sein Vater war ein beschiedener Kupferstecher, der sich sein Brot vorwiegend mit handwerklichen Arbeiten, durch radieren von „Ansichten und Prospalten“ verdiente, und der Sohn musste frühzeitig schon in der väterlichen Werkstatt als Zeichner und Radirer mitthun. Mehr als die mangelhafte, noch ganz in dem Fahrwasser einer veralteten, zöpfigen Richtung sich bewegende künstlerische Unterweisung, die Richter-Sohn hier empfing, hat er der eigenthümlichen Umgebung zu verdanken, in der er seine Jugend verlebte. Dresden war damals eine Stadt der Philister und Originale in Stein-Kultur. Richter's Großvater väterlicherseits, ein alter Kupferdrucker, Ehrenliebhaber und Alchymist, war selbst sonst seiner Frau ein Original, in dessen Behausung andere Originale aus und ein gingen. Und ein ergötzliches Bild von der kleinbürgerlich-schnurrigen Atmosphäre in dem Hause der Großeltern müllerlicherseits entwirft Richter auch in dem ersten Kapitel seiner prächtigen Selbstbiographie. Er sagt selbst, daß ihm nach vielen Jahren, als er sich als Künstler gefunden hatte, daß ihm da jene Welt von gutmütigen Philistern und komischen Käuzen wieder heraufgetaucht sei und nun Modell gestanden habe zu vielen seiner kostlichen Zeichnungen.

Allerdings mußte erst noch viel Wasser in's Meer fließen, ehe Richter sich jener Stoffwelt zur künstlerischen Darstellung bemächtigte. Durch die Großmuth seines väterlichen Freundes, des Buchhändlers Arnold — „Papa Arnold“ sagt Richter — war es ihm möglich gemacht, mehrere Jahre in Italien, in Rom als Maler zu studiren. Dort geriet er nun in den Kreis der „Nazarener“ und anderer Meister, die eine neue, große, monumentale Kunst schaffen wollten. Obwohl Richter, wie er in seinem Tagebuch und in einem an Arnold gerichteten Briefe schrieb, deutlich das Wurzellose so vieler Bestrebungen jener Deutschen da unten in Rom erkannte und er schon damals aussprach, daß er nur in Deutschland, im Auschluß an deutsches Leben und an deutsche Natur, ein rechter Künstler werden könne, so lebte er sich doch mit der Zeit sehr in Rom und in das römische Treiben ein. Und als er dann wieder in Deutschland war und in dem kleinen Meißen (mit 200 Thaler Gehalt) als Lehrer an einer Filiale der Dresdener Kunstabademie wirkte, da blickte er aus der Gebundenheit und Enge dieser Verhältnisse mit Sehnsucht zurück nach Italien. Er glaubte jetzt nicht mehr, in seiner Heimat das Rechte erfassen zu können und komponierte Bilder nach seinen italienischen Skizzen. Und als er dann glücklich ein größeres Bild verkauft hatte, wurde der Erlös zu einer Reise nach Italien bestimmt. Da erkrankte seine von ihm über Alles geliebte Gattin, sein „Gustchen“ — das Reisegeld wanderte zum Doktor und in die Apotheke, und mit so viel blieb dem Manne nach Genesung seiner Frau noch übrig, nur ihm eine kleine Erholungstage in's deutsch-böhmischa Elbthal zu ermöglichen. Aber was erst wie ein großes Unglück aussah, das wurde Richter nun zum Segen. Auf diesem kleinen Ausflug entdeckte er, was ihm Italien nie hätte lehren können: die hohe Schönheit seiner heimathlichen Natur! Er lernte hier nun Land und Lente lieben, und von jetzt ab blieb er sein ganzes Leben hindurch der Herrschaft dieser Welt treu.

Und noch ein zweites Mal sollte die Noth des Lebens für den Künstler Richter von Bedeutung werden. Da er von seinen Einkünften als Maler die Bedürfnisse seines Haushandes nicht bestreiten konnte, so nutzte er zur Illustration von Kalendern, Märchen, Volksbüchern &c. greifen. Und wir sehen heute ganz klar, daß die einfache Technik der leichten Zeichnung, in der Richter jetzt hier arbeiten mußte, seiner ganzen Natur und innern Richtung viel mehr entsprach, als das große Ölbild.

Mit seinen Zeichnungen zu den Holzschnitten errang dann Richter auch seine großen Erfolge. Und es ist sehr interessant und lehrreich, wenn wir uns einmal die Zeit, ihr charakteristisches Gepräge, vergegenwärtigen, in der diese eigentliche Kunst Richter's den stärksten Widerhall fand.

„Die erste große und damals völlig zeitgemäße Wirkung der besten Schöpfungen namentlich der Holzschnitte des Meisters“ (Börmann) fällt in die fünfziger Jahre. Das war bekanntlich eine Zeit der politischen Kirchhofsrufe; Deutschland lag wie in Ermatung unter dem Drucke der Reaction, wie erschöpft nach dem Ningen der vorhergegangenen Fahrzeuge und nach den Kämpfen von 1848; es war die Zeit der Ruhe vor dem Sturm der kommenden gewaltigen wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen, der tiefgreifenden geistigen Umbildungen. Die deutsche kleinbürgerliche Weltanschauung war noch einmal zu einer (lebten) ausgesprochenen Herrschaft gelangt, und sicher war es nicht zufällig, daß in diesen Jahren Friedrich Hebbel, der Titane, der an der Beschränkung seiner Zeit franzte, in seinem „Egges“ das tiefsmögliche Wort vom „Schlaf der Welt“ sprach.

Und diese Welt nun jauchzte Richter zu. Sie erkannte in ihm Fleisch von ihrem Fleisch und Geist von ihrem Geist. Und in der That: die Grenzen jenes Kleinbürgerthums erscheinen auch als die Grenzen von Richter's Persönlichkeit, und das Beste jener Welt hat in Ludwig Richter seinen reinsten, liebenswertesten Repräsentanten gefunden. Die Persönlichkeit Richter's, ihre Gesinnung, ihre ethische Tendenz wollen wir nun zunächst einmal mit kurzen Strichen charakterisiren.

Wenn wir einmal, von stofflichem Interesse geleitet, die Holzschnittwerke unseres Meisters durchblättern, so erscheint uns bald eine Thatache bedeutungsvoll und merkwürdig: Richter zeigt uns den Menschen fast nur in den Stadien der Kindheit und der Jugend, und dann höchstens noch in denen des Greisenthums! Die reife Frau oder gar der Mann scheint Richter fast gar nicht gekannt zu haben, oder nur in der verkrüppelten Erscheinung des komischen philistrischen Originals! Es ist, als hätte sich in den niedrigen Stuben, in denen Richter aufwuchs und in denen er Zeit seines Lebens in jedem Sinne ganz zu Hause war — als hätte sich hier die grade aufgerichtete Kraft, der freie, weitausspannende Blick, aber auch die tiefere Leidenschaft, das schwerere Ningen und Kämpfen des ganzen Mannes, der sichere Ernst, die größere Fülle und Tiefe der reisen Frau nicht entwickeln können; als wären jene Stuben nur das Eldorado der Kinder und einer etwas sentimental, leicht erröthenden Jugend gewesen, — Kleinkindertuben, aber nicht die Hallen des breiteren, tieferen, größeren Lebens! Und so war ein Mensch, der nun hier nach Erfassung reinen, unverkümmerten Lebens drängte, fast mir auf die Kinder und die Jugend angewiesen. Aber für Meister Ludwig war das keine Beengung und Vergewaltigung — den Bedürfnissen seiner kindlich reinen, bescheidenen, schlichten Natur nach Erfassung echten, unverkümmerten Menschenthums war ja mit der Ansichtung der Welt der Kinder und der Jugend vollkommen Genüge gethan, und so konnte er sich gerade in der Beschränkung seiner Zeit und seines Milieus so rein und glücklich entfalten! Das wird uns auch ganz einleuchtend, wenn wir uns nun weiter über die Auffassung klar werden, in der Richter seine Kindergestalten vorführte. So entzückend diese Gestalten sind, so echte, reine, unaufastbare Kunstwerke der Meister hier giebt, so sicher ist aber auch, daß das tiefere, leidenschaftliche Hineinhorchen in die feinen Menschenseelen Richter's Sache nicht ist. Er sieht eben immer nur die eine gleichmäßige, harmlos-liebenswürdige Freundschaft und Herzlichkeit, die ihn selbst erfüllt — wie sie ihn selbst erfüllt! Alle jene kleinen, schämigen Mädelchen und die zahllosen kleinen, lustigen, topfigen Büschen — alle erscheinen sie wie prädestiniert zu guten und braven Menschen. Der grobe Flegel, der trostige Junge, das ahnungsvolle, fragende Erstaunstein aus den Augen des werdenden Menschlein — das Alles

sind Blüge, die, wie noch viele andere, bei Richter's Kindern vollständig fehlen. Bei den Kindern fand er in seiner Welt Alles, was seine Natur suchte, aber es offenbarte sich ihm nicht Alles, was in der Natur des Kindes liegt.

Und in einem ähnlichen Verhältniß des Gehens und Nichtgehens stand der Dresdener Meister zu seinen Philistern und Originalen. Das Komische dieser Figuren fühlt er natürlich auch, dazu ist er doch ein zu feiner, reiner Mensch; — aber er giebt diese Gestalten ganz gutmütig, ohne alle Schärfe. Die alltagende Erbitterung, die fünfzig Jahre später den Stift eines Thomas Theodor Heine führte, wenn er die Philisterwelt zeichnete, hätte Richter nie begriffen. Er hat damals unter der Beschränktheit, der nur zu leicht zur Röhigkeit werdenden Engherzigkeit dieser Menschen Niemanden leiden sehen; und war er selbst auch anders und seiner, so lagen doch in seiner Natur nicht die Elemente, die zu einem scharfen Zusammenstoß mit der Philisterwelt führen mühten.

Es ist ganz natürlich, daß wir Menschen von heute, wir Kinder der Umlösungs- und Umbildungszeit, die nach Richter kam, nicht mehr so unmittelbar ein so starkes Verhältniß zu Richter's Weltanschauung gewinnen können wie seine Zeitgenossen, und nie werden wir heute mehr übersehen können, daß bei Richter nur eine Seite, und nicht einmal die größte und wichtigste des deutschen Geistes- und Gemüthslebens zum Ausdruck gelangt. Wie sind wir schon im Reiche der Kunst, durch die Offenbarungen der Höcklin, Thoma, Klinger zum Beispiel, wieder an die spezifisch „deutsche Schwere und Tiefe“, an die tiefe Leidenschaft und glühende Innerlichkeit, an das familiäre „An-Himmel-und-Erde-brängen“ gewöhnt worden! Bleiben wir uns aber dieses Thatbestandes bewußt, und suchen wir bei Richter nichts Anderes, als er uns geben kann, so werden wir auch heute noch vieles Schöne bei ihm finden können. Wenn auch das, was ich weiter unten über die Mängel der Holzschnitte noch zu sagen habe, die von Handwerfern nach eigener Zeichnung Richter's geschauten wurden, wenn das auch für die, diesem Anfall beigegebenen Holzschnitte nach Richter gilt, so wird man sich doch bei richtiger Einschätzung den Reizzen, besonders des Blattes „Ausflug“, nicht entziehen können. Eine friedliche Sonntagnachmittagsstimmung liegt über dem Ganzen. Die Ausflügler, die, allem Anschein nach, auch an Wochenenden nicht allzu sehr von des Lebens Brüde gebrüdet werden, genießen in Genügsamkeit mit schönen Sinnen die fremdländische Stunde.

Wenn Hans Thoma, den man oft und gern als einen nahen Geistesverwandten Ludwigs Richter's bezeichnet hat, wenn Thoma einen Sonntagsausflügler in der Natur zeichnen würde, so würden wir ganz sicher einen Menschen zu sehen bekommen — hingelagert im Gras und ganz erfüllt von der Schönheit der weiten Natur vor seinen Augen. Hingegen genügt es dem freundlichen alten Herrn auf Richter's Blatte, wenn er mit seinem Perspektivischen die „Sogeb“ abprüfen und vielleicht aus dem Hörnergewölk, das er in der Ferne sehen mag, den Giebel jenes Hauses heraussinden soll.

Auch das fremdländische, hübsche Mädchen und der blauäugige Jüngling, der bei ihr einen schwärmenden Amorherzogenvergnügen unterhält, auch sie leben nicht in der Natur, auch sie werden in ihrem angenehmen Thun und Lachen mehr von der gemüthlichen, die Herzen höher bringenden Sonntagnachmittagsstimmung überhaupt, als von der besonderen Naturstimmung beeinflußt. Und ist auch sonst seiner dieser Ausflügler von dem Gefühl des Einsamkeit mit der Natur erfüllt, trägt im Gegenteil, ein jeder dieser Menschen die süße zelligenjose Begegnungslust aus seiner Seele mit in die schöne freie Natur hinaus, in inhaltlich also nichts bedeutsam, groß und tieß in diesem Blatte, so ist doch aber Alles ganz wohl, ganz echt und ganz rein, ist jeder Theil von dem freien Menschle lebendig in dem einen einheitlichen Geiste empfunden und dargebracht! Und diese Einheitlichkeit in der Empfindung und diese Einheitlichkeit in der Darstellung, das sind und bleiben ja immer die allerwichtigsten Grundlagen eines echten

Kunstwerkes! Und wenn nun das Letzte, im Zusammenhang mit den anderen wichtigen Faktoren das Schönste und Höchste, nämlich die im Geist des Ganzen auftretende Verlebendigung der Technik, wenn das auch bei dem besprochenen, schon sehr guten Holzschnitt noch nicht ganz erfüllt erscheint, so werden wir weiter unten sehen, daß diese tatsächliche Schwäche, die bei anderen Holzschnitten nach Richter noch viel stärker auftritt, aus besonderem Verhältnissen herzuleiten ist, nicht aber etwa aus dem Unvermögen Richter's, auch in dieser Hinsicht künstlerisch Vollenbutes zu leisten.

So sehr wie der zweite der hier produzierten Holzschnitte inhaltlich von der stillvergnügten Beschränktheit des ersten abweicht, so sehr entfernt sich jener, der „Maientanz“, in seinen wesentlichen Theilen von der künstlerischen Höhe des ersten Blattes.

Tanzende Bauern auf dem Dorfplatz! Man denkt, dem Stosse nach, an jene Stelle in Goethe's „Faust“, wo der Gelehrte und sein Famulus auf ihrem Osterspaziergang sich der Dorflinde nähern und ihnen das Tanzlied der Bauern entgegenschallt:

Tschchel Tschchel  
Tschchela! Hejal Hel  
Geschrei und Fiedelbogen.“

Nur daß wir bei Richter diese fröhlich-derbe, kräftig anstampfende Urwüfigkeit nicht suchen dürfen! Das war eben nicht seine Sache, so sehr er sich hier auch darum bemüht haben mag. Wir können an die Bobenständigkeit dieser dörflich ausgeputzten Mägdelein, die mehr von einer zahnlosen Mundlichkeit als drall und fest sind, und deren Stöcke so sitkam in reinlichem Linienschwunge in der Luft wehen, nicht recht glauben. Und die Vertreter des anderen Geschlechts sind brave, läudlich kostümirte Knaben, die an Wochentagen vielleicht fromm als angehende Rafaels hinter der Staffelei stehen; aber es sind keine richtigen Burschen, die mal ein Mädel richtig um den Leib fassen und in heissem Tanze mit sich herumwirbeln können. In der Situation, in der die jungen Leute, die den echten Richter'schen Typus repräsentieren, in dem „Ausflug“ auftreten, würden sie überzeugend, aber die kräftig ausgelassene, überschämende Heiterkeit auf dem dörflichen Tanzplatze im „Maientanz“ scheint nicht ihrer Veranlagung zu entsprechen, hier wirken sie laut und unglaublich. Wenn man sich einmal in einem kupferstichkabinett die Bauertänze und die Bauernhochzeiten ansieht, die Hans Sebald Beham vor 400 Jahren in Nürnberg in Kupfer stach, und sie mit ähnlichen Darstellungen Richter's vergleicht, da muß hier der beispiellose stille Meister des deutschen Kleinbürgertums aus der Mitte des verflossenen Jahrhunderts unerliegen.

Auf dem „Maientanz“ gibt auch schon das riesartige Nebeneinander der Gruppen, der Mangel an Gruppierung nach der Tiefe der Sache etwas Verwöhntes.

Ist ja dieses Blatt recht gut geeignet die Grenzen von Richter's Begabung nach einer Seite hin erkennen zu lassen, so bieten doch wieder andere Partien auch dieses Holzschnittes vieles Reizvolles. Die Dorflandschaft, die sich hinter den Tanzenden ausbreitet, gehört zu dem Glücklichsten, was Richter auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, und an seinem liebenswürdigen Humor und an seiner Gabe der freundlich-selbstländlichen Erfindung kann man sich bei der Betrachtung der Musikanter und ihret kleinen und kleinsten Zuhörer und Zuhörerinnen reichlich ergötzen.

Und doch — wie viel größer würde dieses Ergötzen sein, wie unendlich viel reicher und feiner der Genius selbst an einem so vorausgegangenen Blatte wie der Ausflug, könnten wir diese Werke in der Erscheinung sehen, in der sie aus Richter's Hand ursprünglich hervorgingen! Und damit kommen wir zum letzten und zum fast wichtigsten Theil unserer Betrachtung. Bis jetzt haben wir hauptsächlich von Richter's Gesinnung, von seiner gemüthlichen Art gesprochen und dann von seiner Fähigkeit, diesen gemüthlichen Inhalt in freundlichen Erfindungen von Menschen und Situationen auszusprechen. Mit der Beprägung dieser unzweckhaften wichtigen Werte

ist aber die Frage nach der Bedeutung Richter's als Künstler nicht erledigt. Denn Künstler sein heißt bekanntlich noch etwas Anderes, als Vertreter dieser oder jener Gesinnung sein. Dieser Gesinnungs- oder Gemüthsgehalt, den wir aus den Kunstwerken abstrahiren und in Worten aussprechen können, ist nichts spezifisch Künstlerisches, er gehört dem Leben, unserer Betätigung als Mensch in der Familie oder der Gesellschaft zunächst genau so an wie der Kunst. Künstlerisches Schaffen ist es dann schon, Bilder und Situationen zu erzeugen, in denen sich eine bestimmte gemüthliche Richtung ausspricht, aber das kann der tüchtige Theaterregisseur auch, und der Dichter des Wortes kann durch rein anschauliche Darstellung von Situationen im gleichen Sinne wirken. Soll aber ein ganz reines, unantastbar in sich beruhendes Kunstwerk entstehen, so muß noch die spezifisch künstlerische Leistung hinzukommen.

Und diese spezifisch künstlerische Leistung ist stets an die besonderen materiellen Voraussetzungen eines Kunstwerkes, also an sein Material und an seine Technik, gebunden! Der Maler oder Zeichner, dem Material und Technik blos eine zufällige, für das, was er sagen will, innerlich gleichgültige Gelegenheit ist, um gesinnungstüchtige, anziehende „lebende Bilder“ zu stellen, der ist kein Künstler im höchsten Sinn! Der echte Künstler will im Augenblick des Schaffens ja niemals Gesinnungs-prediger sein, sondern ein Offenbarer seines eigensten inneren Lebens, seiner Zustände, seiner inneren Bewegungen; er will uns durch sein Werk ahnen lassen, wie es in ihm aussah, als er, von dieser Idee gepackt, von jenem Stück Leben ergriffen wurde; der bildende Künstler speziell will uns immer nur die Welt zeigen, wie er sie sah in den Augenblicken seiner höchsten, glücklichsten Erregung. Und da muß er nun suchen: all' den Glanz, die Wärme, den spezifischen Duft seiner Erlebnisse in sein Werk mit hinüber zu retten, — jeder Theil seiner Arbeit muß in dem Feuer seines Erlebnisses aufglühen, und ganz besonders dürfen die materiellen Voraussetzungen seines Werkes, Technik und Material, sie dürfen nicht mehr eine tode, für das Wesentliche zufällige, gleichgültige Sache sein, sondern der durchaus nothwendige, an jeder Faser vibrierende Leib einer in Blut und Geist lebendigen Schöpfung!

Wie steht's nun damit bei Ludwig Richter? Sieht man sich nur seine sogenannten Holzschnitte an, so wird man Richter kaum zu einem vollendeten Künstler in dem oben vorgetragenen Sinne rechnen können. Das künstlerische Material dieser Blätter ist die von den Holzstücken gedruckte zeichnerische Linie und das Hell und Dunkel. Und diese Linien sind nun bei Richter zumeist von einer temperament- und charakterlosen allgemeinen Mundlichkeit, und das Hell und Dunkel ist fast stets schwer und todt, ohne jede lebendendiente Feinheit. Die meisten künstlerisch erzeugten Menschen können denn auch tatsächlich die sogenannten Richter'schen Holzschnitte nur noch bedingungsweise genießen, auch wenn sie (die Genießer) dem Menschen Richter, der menschlichen Gesinnung, die aus jenen Holzschnitten spricht, nicht ihre Theilnahme und seiner Gabe gemüths-voller Erfindung nicht ihren Beifall versagen können.

Auch hat aber diesen Sommer in Dresden die dortige Kunstgenossenschaft, unter Leitung des Galleriedirektors Karl Wörmann, eine große Richterjubiläums-Ausstellung veranstaltet, die mit Originalwerke des Künstlers und besonders Zeichnungen und Aquarelle umfaßt. Und diese Ausstellung lehrt uns, daß wir den Künstler Richter nach jenen Holzschnitten absolut nicht abschließend beurtheilen können. Die Richter'schen Originalzeichnungen und die von Handwerfern darnach hergestellten Holzschnitte, das verhält sich zueinander wie ein echtes lyrisches Gedicht zu seiner Übersetzung in einer fremden Sprache: die Idee, die Gesinnung und der Vorgang, die Situation bleibt, aber der süße, bestechende Hauch des Lebens ist dahin!

Was für eine Feinheit und reizvolle Lebendigkeit herrscht doch in den Richter'schen Originalzeichnungen, was ist das für ein zitternd-zärtlicher Fluß der

# Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 36

für den Annoncenheft der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.  
Alleinige Interessen-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro begehrte Monopartille-Büste oder deren Raum Mk. 1,25.

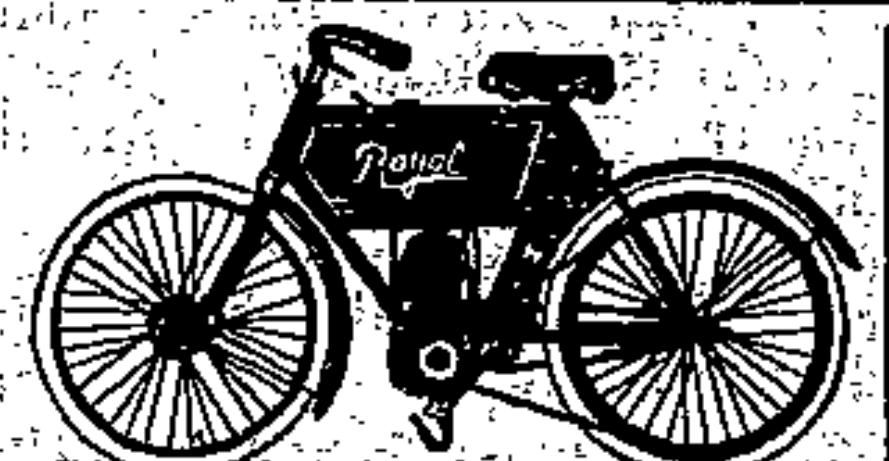
1903

## Edt Silberne

**Remontoir-Uhren**, garantiert  
guß Werk, 6 Rubis, schönes starkes  
Gehäuse, deutscher Weichstahl,  
2 edle Goldränder, Emaille-Gitter-  
blatt, Mk. 10,50. Dielebe mit 2 echten  
übernen Kapellen, 10 Rubis. Mk. 13.

**Schlechte Ware führe ich nicht.**  
Meine sämtlichen Uhren sind wirklich  
gut abgezogen und genau reguliert;  
ich gebe daher reelle 3-jährige schriftliche  
Garantie. Versand gegen Nach-  
nahme oder Postentnahmung. Umtausch  
gesattet oder Geld sofort zurück, somit  
Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko.  
Keine illustrierte Preisliste über alle  
Sorten Uhren, Ketten und Gold-  
waren gratis und franko.

**S. Kretschmer**, Uhren, Ketten und  
Goldwaren. Engros  
Berlin 415. Neue Königstraße 4.  
Alleine und wirklich billige Be-  
zugssquelle für Uhrmacher und  
Wiederverkäufer.



Motorzweiräder	von 300 Mark. an.
Motore zum Selbst-Einbau in jedes Fahrrad ohne Veränderung.	
Fahrräder 1 Jahr Gar.	M. 79,-
Freilauf-Rücktrittbremse	99,-
Glockenläng, Innenläng, Doppelglockenl.	
Laufräder	M. 3,00, 4,75, 5,50, 6,-
Laufläden	M. 2,75, 3,50, 4,-
Laufläden	M. 0,75
Acetylaternen	v. 0,75
Calciumoarbit, Kilo	0,50
Lenketange, vernickelt	2,70
Pedale	1,85
Elektr. Taschenlamp.	1,25
Gespannte Räder	5,-
Fusipumpen	1,15
Freilauf-Hinterräder	11,-
Reparaturen aller Systeme	billigst.

Fordern Sie gratis u. frko. unseres  
neuest. reichillustr. Katalog 1903.

Vorstand, auch f. gelegentl. Verk. gas.  
Hoher Rabatt, guter Nebenverdienst.

Willi Hausscherr, 6. m. b. 6.  
Berlin C. 27, Alexanderstr. 150.

**Curt Göpel**  
BERLIN C 215  
Stralauer Strasse 13-14.

Uhren-Fabrik-Lager

Nick-Remont-Uhr M. 5. u. 7

Silb.-Herren-Rem.-Uhr M. 8,50

Silb.-Damen-Rem.-Uhr M. 9

Dieselbe vergold. Ia M. 12

Gold-Damen-Rem.-Uhr M. 18

Gold-H.-R.-Uhr v. M. 25 an.

Sämtl. Uhren sind trotz d. bill. Preise gut. Qual.

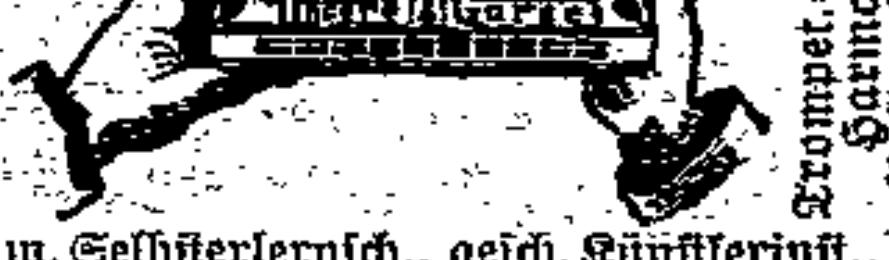
gut abgezogen und regulirt und wird

3 Jahre schriftlich garantirt. Versand

gegen Nachnahme. Katalog über Uhren und Goldwaren gratis und franko.

Wiederverkäufern Rabatt.

D. H. G. M. 130653.



**Korsett**  
zu  
tafelloser  
Ausgleichung  
D. R. G. M. 129630. Figur durch  
Hohlräum, leicht, ohne Einlage, macht  
schlanke Rücken, schlanke Hüften und  
gerade Haltung. Preis von 15 Mark an  
bis z. feinst. Ausführung. Nach ausserhalb  
Masanzleitung. Frau Schaefer,  
früher Mauerstrasse 15, jetzt  
Berlin W., Linkstr. 27.

**Eine herrliche Büste**  
und volle schöne Körperformen  
erzielt man durch den Gebrauch  
des „Fekaton“ (Nähr- und Kraft-  
pulver, keine Geheimmittel). Ver-  
wischt Knochenvorsprünge der  
Schultern etc. Bestes Mittel gegen  
Magerkeit. Preis 1 Kartons für  
1 Monat ausreichend M. 3,5 Kartons  
genügen für eine Kur. Zu  
beziehen durch Apotheker Max  
Fritsch, Leipzig-Gohlis, Braustr. No. 112.

**Billige Briefmarken** Preisliste  
gratis sendet August Marbes in Bremen.

**Geschenkt und portofrei**  
zuges. erhöht. jed. Nebenw. suchende  
Arbeiter einen Gegenstand mit sein.  
Ramen im Werthe von 40 A. o. M. 10.  
Deutsche Adressen an Reinhardt  
Thale in Hohenstein-Ern. i. Sach.

Hochfein, aromat, hellgelb, garant reinen  
Schleuderhonig (kein  
Honig) Postkoli Netto 9 % Inh. M. 8,- fr. geg.  
5,- Nachu. Hofliefer. Nitzsche in Sebnitz 80 i. S.

**Goldsachen**, Platin, Silber, Gu-  
mellen, Uhren souff A. Fuss, Juwelier, Berlin SW., Seydel-  
strasse 28. Einladungen werden un-  
gehend mit voll. Wert franko regulirt.

**Schönheits- und Körper-**  
Pflege Nasen-Douche, Fisch Frei  
und Parfüm Vaseline ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.  
Man verlange unseren illustrierten  
Katalog hochwichtiger hygienischer  
und kosmetischer Neuheiten.  
F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

## GROSSE Betten

**BETTSTELLEN**

wie obige

**Holzbettstelle** Abbildung

mit Matratze und Steiflatten.

einfachfrig M. 20, zweifachfrig M. 25.

versand bei freier Verp. geg. Nachnahme.

Umtausch oder Rücksendung gestattet.

Ungarische Bettfedern- und

Betten-Fabrik in Hamburg N. 3.

Preisliste frei! Zahlr. Nachbestellung.

D. Michaelis, Berlin 23, W. 57 Y.

**Damen!** **Herren!**



Nebenverdienst und Haupterwerb red-  
ller firt finden Damen (Handarbeiten  
für Geschäft usw.) und Herren durch  
den praktischen Wegweiser, welcher  
gegen Einsendung von 1,65 M. oder  
Nachnahme zu bezahlen ist von

B. Schuffenhauer, Dresden

Marienhofstr. 34.

**Schönheits- und Körper-**

Pflege auf Wunsch auf Zeitzahlung.

Ablösung 50-50 Mark.

Ablösung 10-20 Mark monatlig.

S. Rosenau in Hohenburg.

Den verlange Preisliste Nr. 451.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

und kosmetischer Neuheiten.

F. Lehmann & Co. 14, Berlin W. 9.

ist kein Luxus, sondern Grund-  
bedingung der Ästhetik und Hygiene.

Man verlange unseren illustrierten

Katalog hochwichtiger hygienischer

&lt;p

# An Asthma

Erfrauliche wollen sich die Zeit nehmen, endstehende Heilungsberichte zu prüfen. Es ist dies nur ein verschwindend kleiner Theil der fortgelebt eingehenden. Sie werden ohne jeden Kommentar veröffentlicht, weil man die Überzeugung hat, daß das leidende Publikum sehr wohl im Stande ist, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Die Briefauszüge sind, kleine stilistische Abänderungen abgesehen, vorgetragen; weggelassen sind alle Ausdrücke der Dauerkritik sowie etwaige Kritiken über vorausgegangene erfolglose Kuren. Die Originalbriefe liegen zur Einsicht aus, und wird dringend gebeten, hier von unsangreichen Gedanken zu machen. Abweichungen von der Wahrheit, gleichviel, ob sie in diesen einleitenden Worten oder in den nachfolgenden Heilungsberichten gefunden würden, mögen strengere Strafen nach sich.

## Symptome:

Zur Kur-Einleitung sind nötig die genaue Leidensbeschreibung, die Angabe der Beschäftigung und ob kalte Füße vorhanden sind. Man adressiere.

## Kur-Institut „Spiro sporo“ (Paul Weidhaas), Dresden-Niederlößnitz, Höhestrasse Nr. 322d.

### Asthma.

Selbst ungefähr 6 Jahren litt ich zeitweise an Atemnot, welche sich bei Anstrengungen steigerten; es war aber immer noch erträglich, so daß ich ärztliche Hilfe nicht in Anspruch nehmen durfte. Seit einem Jahre aber verschlimmerten sich diese Anfälle, so daß schließlich Asthma entstand; besonders hatte ich Nachts unter dieser Anfall zu leiden, an einem Schaf war nicht zu richten, in der Brust ließ sich beim Atmen ein pfeifendes Geräusch hören, es stellte sich starke Rüttelnschmerzen ein, hatte aber keinen Husten und so gesellten sich noch starke Brustdepressionsanfälle dazu. Diese Anfälle wurden immer schlimmer, ich konnte meinen häuslichen leichteren Begegnungen nicht mehr nachgehen und nur mit großer Mühe einige Schritte weit laufen. Verhältnismäßig häufige, welche ich in Aufprall nahm, zeigte sich leider erfolglos. Durch die Zeitung auf Ihr wertvolles Institut aufmerksam gemacht, mündete ich nach an Seite die mir schwach und sofort an, so daß ich nach längigem Gebrauch beinahe vollständig von meinem Leiden erlosch war. Ich jährte die Kur noch einige Zeit nach Vorschrift fort und bin nun vollständig geheilt. Habe bis jetzt nie wieder ähnliche Anfälle bekommen. Saden ich Ihnen hiermit nochmal meinserwähnten Dank aussprechen, habe ich auch Ihr wertvolles Institut bereits meinem Bekanntenkreis worn empfohlen.

Postamtamtig voll

in Forchheim Schriftsteller E. Peiser

Borkebenden Bericht bestätigt:

Königshaus b. Liebenau.

Der Gemeinde-Borkebener Seiler.

### Asthma, Bronchialkatarrh.

Meine Freuden bin ich bereit, die Ursache meiner Krankheit sowie deren Heilung nach bestem Wissen bekannt zu geben: Ohne jegliche Vorahnung ließen sich bei mir eines Morgens fröhrende und freudige Tage in der Luftströhre ein. Ich verjagte dieselben durch

**Die Kur ist auch brieflich und ohne jede Berufsstörung durchführbar.**

Räusperrn wieder hinwegzu bringen, jedoch vergebens. Gleichzeitig gefielte sich zu diesem Nebel auch noch Atemnot, die sich von Tag zu Tag steigerte, und kam ich bei der geringsten Anstrengung in großen Schwund, der niets sehr böse folgen hinterließ. Der Husten war so arg, daß er mich nicht selten fast bewußtlos zu Bodenwarf. Selbstverständlich war es mir unter solchen Umständen auch nicht mehr möglich, zu arbeiten. Nicht einmal liegen konnte ich mehr, sondern mußte Tag und Nacht sitzend zubringen. Bei jeder, auch nur geringsten Bewegung steigerte sich bei mir die Atemnot, und würde ich damals nur froh gewesen sein, wenn mit mir ein Ende gemacht worden wäre. Der Wahrheit gemäß muß ich sagen, daß ich ein jammervolles Bild darstellte. Durch vieles Suchen in den Zeitungen fand ich ein Mittel, und zwar ein sogen. Alkoholveter. Dieselbe brachte mir wenigstens etwas Hilfe, doch von einer Heilung konnte kein rede sein. Ich gebrauchte es ungefähr zwei Jahre und belief sich der Preis dafür auf ca. 70 M. Nun wurde mir die Kur des Kur-Institutes „Spiro sporo“ empfohlen, und enttäuscht ich mich auch, dieselbe nicht unprobirt zu lassen. Schon durch die ersten Verordnungen, die mir gegeben wurden, hatte ich Hoffnung und Mut bekommen, und siehe, die letztere Kur war auch die beste. Ich habe alles energisch und fleißig durchgeführt und kann mit Sicherheit sagen, daß ich nach Gott Ihnen meine lebensreichen Tage, die ich jetzt wieder genieße, zu danken habe. Ich werde es mir angeleget sein lassen, Ihre Kur bei jeder Gelegenheit zu empfehlen und verbleibe mit aller Hochachtung

Ihr danksbüdiger

Frans Xaver Wagner, Haunstetten (Bayern).  
Die Güte vorliegender Unterschrift bestätigt  
Haunstetten (Bayern). (L. S.) E. Hößner, Bürgerstr.

### Lungenleiden, Blutspuken, Magenleiden.

Mit freudigem Herzen zeige ich Ihnen meine vollständige Heilung an. Seit meinem 18. Lebensjahr litt ich an Kurzatmigkeit, noch nicht 24 Jahre alt, befand ich sehr viel Auswurf und stellte sich Blutspuken ein und nach kaum zurückgelegtem 32. Lebens-

jahr verschlimmerte sich mein Zustand so, daß ich mich genötigt sah, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Als ich in die 40er Jahre kam, desserte sich mein Zustand und hielt auch bis zu meinem 57. Lebensjahr an. Im Frühjahr vor drei Jahren zeigte sich mein altes Leid wieder, und zwar höchstartiger als früher, auch hatte sich noch ein Magenleiden dazu gesellt. Im Winter 1899/1900 war mein Zustand fast unerträglich geworden. Berg- sowie Treppensteinen machte mir viel Beschwerden, auch hatte ich viele Nachtschweiß, Angstgefühl, schlaflose Nächte, und mit es Nachts oft vorgekommen, daß ich nicht ausatmen konnte. Um Leben habe ich damals nicht sehr mehr gehangen. Eines Tages kam mir eine Anspruch von einem durch das Kur-Institut „Spiro sporo“ gebeten Bergmann zu Gesicht. Ich wandte mich mit geringer Hoffnung brieflich an dieses Institut und habe die mir angebotenen Berichtigungen, so weit es mir allen Mann möglich gewesen, strikt durchgeführt. Das Leiden war tief eingewurzelt und daher etwas hartnäckiger Natur. Gegen vierzig Jahre hatte ich mich mit demselben herumgequält. Nachdem ich die Kur des Institutes „Spiro sporo“ sechs Monate gewissenhaft durchgeführt, konnte ich dieselbe, da ich geheilt war, aufgeben und, zur Ehre Gottes, seit's gestagt, ich bin gesunder als in meinen jungen Jahren. Eine Fußtour von 5 Stunden strengt mich nicht an, ebenso wenig wie Bergsteigen. Ende Juli d. J. sind es zwei Jahre, daß ich die von Ihnen verordnete Kur aufgegeben habe. Daß ich Ihnen meine Heilung erneut bereits angezeigt haben wollte, hat seinen Grund darin, daß ich mich erst vergessen wollte, ob meine Gesundheit auch von Bestand sein würde.

Ich sage Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihre Mühe und zeichne hochachtungsvoll

Johannes Ulrich,

Appetshofen, Post Mattingen, Reg.-Bez. Schwaben, Bayern.  
Die Wahrheit und Richtigkeit obiger Angaben bestätigt durch  
Siegel und Unterschrift

Appetshofen. (L. S.)

Egl. prot. Pfarramt: Rosenbaum.

## Fortuna Südfeld

und Schnüffeler in ganz besonderer Weise! Wie hießen schon dieses Jahr das Obst, unterer Preis?

**Grosse Gewinne zu ver-**

**teilung!**

**Die Gewinne vertheilen sich nach folgender Tabelle:**

**1000000 Mark**

**200000 Mark**

**200000 Mark**

**180000 Mark**

**150000 Mark**

**100000 Mark**

**1**



Ludwig Richter: Maientanz.

technischen Bleistiftarbeit, wie leicht giebt die Linie jeder augenblicklichen Erregung, jedem Rhythmus des Blutes nach, wie sein lebt und webt hier das Hell und Dunkel! Und dann die Aquarelle des Meisters! Zu was für unbeschreiblichen leichten, herrlichen Harmonien gehen hier die zarten glücklichen Farben in Verbindung mit dem weichen, feinen Leben der

Linien zusammen! Wir wandeln nun in diesem lebendigen, spezifisch künstlerischen Zauberduft, wie in ihrer Lebensatmosphäre Richter's fremdländische Gestaltungen!

Also wer den ganzen Künstler Richter kennen will, wer sich über ihn ein gerechtes Urtheil bilden will, der sehe sich dazu nicht jene Holzschnitte und

auch nicht die zumeist schwierfälligeren Oelbilder des Meisters an, sondern der suche etwas von jenen Originalzeichnungen und Aquarellen zu Gesicht zu bekommen. — am besten, er geht, wenn er das kann, nach Dresden und sieht sich die ausgezeichnete Richter-Ausstellung an. Da wird er ergriffen sein von der Reinheit und wundervollen träumerischen

Gartheit dieser Natur. Und vor der Einheit, dem wunderbaren Neinanderweben von See und Darstellung in diesen Blättern, wird er erkennen, daß Ludwig Richter einer der echtesten und feinsten Künstler des 19. Jahrhunderts, einer der untafeligsten Offenbarer des Lebens war. Seine besten Werke müssen dann auch den entzünden, der sich der allgemeinen menschlichen Gefinnung des Meisters nur wenig verwandt fühlt, und so werden sie noch manchen Wandel der Zeiten und noch manches gefeierte Wunderwerk der Mode überdauern.

## Despotenkommunismus.

Von Heinrich Laufenberg.

**B**is etwa zur Mitte des 14. Jahrhunderts haben die geschichtlichen Nationen Europas nahezu ihre gesamme wirtschaftliche Kraft auf die innere Kolonisation ihrer Gebiete, auf die Ausbeutung der natürlichen Nahrungsquellen verwendet müssen. Mit dieser Zeit erst beginnt jener Austausch ihrer verschiedenartigen Erzeugnisse, der, realen Bedürfnissen entspringend, die weltwirtschaftliche Bewegung der folgenden Jahrhunderte einleitet. Die deutsche Hansa erschließt im Norden Skandinavien, Polen und Russland; die flandrischen und italienischen Manufakturen wachsen schnell und mächtig an; der Verkehr auf dem Rhein, dessen Lauf schon früher nach England hinüberwies, auf der Donau bis tief nach Ungarn, auf den französischen Märkten der Champagne und Bretagne, nimmt einen gewaltigen Aufschwung; der orientalische Handel führt die höchste Blüthe der norditalischen und süddeutschen Städte heraus. Der Seeweg nach Ostindien wird gefunden, dessen Handel die Portugiesen als „Herren der Schiffsahrt“ zunächst für sich zu monopolisieren versuchen, während sie die alte Karawankenstraße über Arabien zu verlegen trachten; die neue Welt wird endlich mit ihrem schier unerschöpflichen Silberreichtum, der sich unvermehrt über Europa ergiebt und eine rapide Entwicklung des Geldes und damit vielleicht die gewaltige Preisrevolution hervorruft, welche die abendländischen Völker bis dahin erlebt haben. Hand in Hand damit geht allemal eben das Auftreten einer südlichen Geld- und Handelswirtschaft wie die Zersetzung der südlichen Korporationen. Das plattdeutsche Land tritt hinter die Stadt zurück, und auch der Zerfall der ländlichen Gemeinschaften beginnt. Aus den bessischen Elementen des Bourgeois und der Handwerke aber entwölft sich ein für die derzeitigen Verhältnisse um so bedeutenderes Stadt- und Landproletariat, als die landwirtschaftliche Produktion bei der damaligen Wirtschaftswelt eigentlich mit der steigenden Volksvermehrung nicht gleichen Schritt zu halten vermochte.

So geräubt die neue Gesellschaft in Kontakt mit den bestehenden feudalen Dörfern, die die Einzelwirtschaft in der Erzeugung und dem Verzehr der Güter als sich selber genügend voraussetzen, entsprechend der vorwiegend theologischen Bildung des Mittelalters wird der Kampf mit religiösen Gründen an der Hand der Bibel ausgeschlagen.

Ursprünglich eine bürgerlich-revolutionäre Bewegung des Stadt- und Landproletariats mit teilweise kommunistischen Zielen, geht die Führung bald genau an die eigentliche Bourgeoisie und die südländische Aristokratie über. Endigt die letztere die Erziehung in rückwärtiger Form gegen die südländische Territorialgewalt auszurichten, so erfordert ungeteilt die Interessen der Bourgeoisie, für die es sich in erster Linie um Verminderung der Büttengasse, Sicherheitsschutz des Bürgertums, Anerkennung des Kapitals als Reichtumsforts. Es handelt, eine Stärkung der staatlichen Autorität und Zentralisation. So darf zwar nach dem Staatsrecht des „republikanischen“ Gelehrten die soziale Unterdrückung, die politischen Stände des Volks, die sich mit dem Aufbau einer der Gesellschaftsherrschaft folgerichtig auf eine einzige, die gesetzgebende Klasse reduzieren, in der ihr Kreis sozialen Rechts zwischen Kontrolle der Obrigkeit bis zur Befreiung und Durchsetzung

des Fürsten schreiten. Zu um so höherem Maße aber nimmt sie für sich selber die volle gottgegebene Autorität und die unbeschränkte gezegebende Gewalt auf allen Gebieten in Anspruch, eine Form, in der sich ja in England wie in der Schweiz die Reformation durchgesetzt hat. Der zahmste deutsche Protestantismus zog sich bekanntlich von vorherhin auf den Radabergeshorsam und den fürstlichen Absolutismus zurück.

Frankreich ist das Land, in dem sich zuerst im Bunde mit dem Calvinismus, später im Gegensatz zu denselben der Begriff derfürstlichen Allgewalt im Sonnenkönigthum Ludwigs XIV. am schroffesten durchgebildet hat. Das gilt nicht nur für das Staats-, sondern auch für das private Recht, vor Allem für die Eigentumsverfassung. Die Idee, daß die Obrigkeit dem Besitz und Erwerb des einzelnen Bürgers gegenüber ein gewisses „Oberigkeitshum“ besitze, ist auch dem Calvinismus und dem Protestantismus nicht fremd. Unter Ludwig XIV. aber hat dieser Rechtsbegriff nicht nur in der Theorie, sondern mehr noch in der Praxis eine Bedeutung erlangt, die unsere heutigen clerikalischen Feuerlei Recht giebt, über Besiegung des heiligen Privateigenthums durch den Sozialismus zu zetzen, nachdem der allerchristlichste König jede Garantie und jeden Rechtstitel des Eigentums zum höchstgeheuen Profit seiner göttlichen Person auf Grund allerchristlichsten Staatsrechts schamlos unter die Füße treten durfte.

Schon frühe sehen wir das französische Königthum, das sich gegen Adel und Geistlichkeit durchsetzen will, im Bunde mit den aufstrebenden Elementen in Stadt und Land. Die Könige sind es, die nicht nur wichtige Industrien in's Leben rufen — so führte bereits Heinrich IV. die für die ganze Folgezeit bis auf den heutigen Tag höchst wichtige Seidenindustrie ein —, die durch Verleihung von Meisterbriefen und königlichen Patenten erst eine Art von Gewerbefreiheit schaffen, die es ermöglicht, unabhängig vom Zwang der Zünfte zu produzieren; ein Hauptaugenmerk haben sie auf die noch bedeutsamere Armengezogung. Die Ansammlung proletarischer Elemente in den Städten nutzte die Armenlasten mancher Gemeinden über deren Kräfte in die Höhe treiben, um so mehr, als Adel und Geistlichkeit in edelsten Weisheit lagen, die vorhandenen Armenstiftungen in der ratschlosen Weise zu plündern. So heißt es bereits in einem Edikt vom Jahre 1545, „daß die in unserem Königreiche gegründeten Armenhospitäler bisher schlecht verwaltet wurden und noch von Tag zu Tag schlechter geleitet werden, sowohl durch ihre Verwalter wie die Prälaten unseres Königreichs und Andere, die ihr Auge auf dieselben haben mögen, welche alle sich bemüht haben und noch täglich bemühen, die Einkünfte der genannten Hospitäler für sich oder ihre Diener zu verwenden und sie zu ihrem Eigenthum zu machen“, so daß „die Bewohner der Städte unseres Königreichs gezwungen wurden, sich zum Unterhalt der armen Bettler zu besteuern“. Bezeichnend genug verordneten daher spätere Erlassen, am klarsten die Ordinance Heinrichs III. vom Jahre 1579, „daß in Zukunft zu Kommunen für die Leitung und Verwaltung der Einkünfte und Nebenmen genannter Krankenhäuser und Hospitäler nur einfache Bourgeois, Kaufleute und Arbeiter, und nicht Geistliche, Edelleute, Archers, öffentliche Beamte, ihre Untergebene oder von ihnen vorgesetzte Leute eingesetzt werden“ sollen. Die gleiche Politik, sich auf die aufstrebenden Elemente zu stützen, beobachtete das Königthum der Landbevölkerung gegenüber. Schon im 13. Jahrhundert hatte dasselbe den Hörigen seiner Besitzungen durch Umwandlung der Leibeigenschaft in Ganz- oder Halbstreitheit bedeutende Erleichterungen verschafft und durch seinen Einfluss zuläßt auch den Eigenen der feudalen Herrschaften die gleichen Vortheile zugewandt. Die wachsende Bevölkerungsziffer, zumal des 15. Jahrhunderts, erforderte aber in erster Linie eine wesentliche und dauernde Erhöhung des ländlichen Produktionsvertrages. Wohl war man zu erträglichen Verbesserungen in der Wirtschaftsmethode gekommen, die in der Kompanie auf einen geregelten Fruchtwechsel, eine Begrenzung der Brache und die An-

wendung der ersten künstlichen Dungsmittel hinausließen. Im Großen und Ganzen aber konnte mal eine größere Intensität der Bewirthschaft nicht in der Aufwendung eines größeren Arbeitskapitals, sondern nur in der Leistung einer größeren Arbeitsmenge bei kleinerem Arbeitsselde bestehen. So ergaben sich naturgemäß die Bedingungen einer höheren Theilbarkeit und höheren Beweglichkeit ländlichen Immobiliars. Der Gedanke des Parcelsystems, insbesondere der kurzfristigen Halbschäfpaßt, brach sich Bahn, entsprechend dem Grundsatz, daß dem Bewirthschafter der volle Ernteertrag freier Verfügung gebühre, während bislang Fendalherr denselben bis zur Hälfte und selbst trächtlich darüber hinaus hatte vorweg erhalten können, ohne auf die Existenz des Bauern und für die nächste Aussaat Erforderliche Rücksicht nehmen zu müssen. Diesen Tendenzen sucht insbesondere die Reform Sully's Rechnung zu tragen; „Gesellschaft, im Wesentlichen gegründet auf ländlichen Besitz und ländliche Arbeit, wo der Mensch jene moralische Kraft besitzt, die das Leben auf dem Lande zu verleihen pflegt, wo die Arbeit, an ihrer Stelle als eine Pflicht aufgefaßt, allein Reichthum bilden würde, und wo der ländliche Reichthum, als der unentbehrlichste und der gelehrteste, daß ganze öffentliche Wirtschaftsleben bestimmt und beherrschen sollte“, ist ihr Prinzip. Michel und in gewissem Sinne auch Colbert halten an den gleichen Grundsätzen fest, suchen nach Möglichkeit der Lage des Bauernstandes zu Hilfe zu kommen, wenn auch in erster Linie aus finanzpolitischen Gründen, um denselben steuerkräftig zu machen und zu erhalten.

Und doch sehen wir alle diese Reformbestrebungen schon in ihrem Entstehen zur Fruchtlosigkeit verurtheilt, in ihrem schließlich Ende in die Aufhebung des Ediktes von Nantes, die den Gewerbeleistungen aus dem Lande trieb und damit die französische Industrie vernichtete, in den totalen Misserfolgen und die völlige Verkühlung der französischen Landwirtschaft auslaufen. Denn der mehrhundertjährige Kampf des Königthums mit Adel und Geistlichkeit hatte nicht mit dem vollen Siege des ersten abgeschlossen, sondern mit einem Kompromiß, der einzelne Person des Geistlichen, des Adeligen wohl der vollen Autorität des Königs unterwarf, die beiden Stände jedoch in ihren rechtlichen und wirtschaftlichen Prärogativen beließ. In anschließender Betonung des Grundsatzes des christlichen Staatsrechtes, daß der Staat sich erst auf Grund der Familie bildet, daß die Menschen der letzteren also ursprünglich sind und mit ihrer Einwilligung beschränkt werden können, in besondere soweit die Belastung der Subsistenz des standesmäßigen Unterhalts durch Steuerleistung in Frage kommt, war die Steuerfreiheit des Adels und seineshalb die der Geistlichkeit entstanden. Unter Regierung einer Katharina von Medici, kaltblütig Menschen umbringen ließ, um mit ihren Gütern die königlichen Besitzungen oder die ihres Günstlinge abzutunen, während der Kriegsverwaltung Richelieu's, unter der Gunstlingschaft eines Mazarin hatten Adel wie Geistlichkeit ihre Interessen auf das Beste wahrzunehmen entstanden. Allenthalben ergriffen die hohen Gewaltshaber oder mit List von den Liegenschaften Kommunen oder kleinen Eigentümern Bezug. Die große Zahl der Lekkeren bot freiwillig ihre zur Gession (Abtretung) in der Hoffnung, bei voller Besitzlosigkeit den unerträglichen Verfolgungen Nachstellungen zu entgehen. Viele Verkäufe wurden vorgeschoben, da in Wirklichkeit die Verkäufe von der Kaufsumme nie auch nur das Geringste Gesicht bekamen. Alle diese Güter aber hört die Folge auf, zu den Steuerlasten beizutragen, vermehrten naturgemäß die Leistungen der Theile, sich keiner Immunität erfreuen. Dazu kam, daß französische Königthum sich außer Stände einen geordneten Verwaltungsorganismus im Sinne neuzeitlichen Beamtenstaats in's Leben zu rufen, so daß es auch hier an den mittelalterlichen Städten und von ihnen abhängig blieb. (Sous folgt)

# Die Béarnaise.

Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer.

**G**es ist eine alte Anekdote, mein Freund. Doch wenn Du sie schon einmal richtig gehört hast, will ich Dir so viel Wundern aus meinem Garten schenken wie die zwölftausend dreihundertsechzig Einwohner von La Chapelle damals Chränen über ihren König lachten. Ich könnte Dir getrost auch Kopf dafür versprechen, obwohl übrigens die Wundern feiner sind. Über hat Dir schon einer erzählt, daß Niemand als Jean Mourier schuld an Allem war; daß er wie eine Gämse über die Tourrettes fletschte, während der König mit seinen Pferden den langen Umweg durch die Wiesen mache, an der Gironne vorbei?

Aber was weißt Du von Jean Mourier und seinen edlen Pferden, von seinem grüngestrichten Haar und seinem Wunderring? Dem Wunderring aus rohem Stein mit dreizehn eingeschnittenen Schlangenköpfen. Über den in allen Dörfern rätselhafte Sagen gingen von Marseille bis Genf hinauf; und der einen König mit seinen Ministern und Generälen so lächerlich machte vor seinen einfältigsten Untertanen.

Er war nicht allzit Wunderring gewesen. Er hatte vorher an der Nase eines alten Bären gehangen; der nach dem lustigen Dudelsack Jean Mourier's tanzen mußte, bis er im schönen Coppel zum letzten Mal seine Pfoten leckte, und Jean Mourier Medenella fand, die große Reitkünstlerin und Mutter von sieben künstgewandten Kindern. Er heirathete sie mit ihrem Leinwandzirkus, ihrem rothen Wagen und fünf edlen Pferden. Seitdem baute er Stuhl-Pyramiden auf vier Flaschen. Und es war ein stolzer Anblick, wenn er in grünem Trifot oben darauf koststehend ein Weinglas in den Zähnen hielt. Niemals sah man einen strafferen Männerhals, als wenn er den Kopf nach oben hob, um auch den letzten Tropfen in die Gurgel zu lassen. Über eines Tages zerbrach eine der Flaschen ihren tüchtigen Hals. Jean Mourier, der Pyramidenkönig, mußte aus einem Hanzen zerbrochener Scherben fortgetragen werden. Seitdem hatte er jene seltsame Schmarre, die wie ein Fragezeichen von der rechten Stirnseite um das Auge herum in die Backe hing. Aber auch einen zweifach gebrochenen Arm; es war vorbei mit seinen Künsten und den nahmhaften Zeiten. Medenella wurde allmäßig auch zu steif für ihre Pferde. Und es gab einen traurigen Winter, wo die sieben Kinder sich schon besser auf das Hühnerstehlen verstanden, als auf die hohen Künste.

\*

Bis der Wunderring die edle Familie und den ruhmreichen Zirkus vor einem traurigen Untergang rettete.

Wenn dunkle Nacht auf den Bergen und in den Gassen lag, wenn die qualmenden Oellampen ihr rothes Licht auf den dicht gedrängten Kreis der Zuschauer warfen, wenn die Messingstäuben magisch leuchteten und die Stricke dick und flossig schienen in dem Licht, wenn Medenella die letzten Stiche ihrer Reitkunst gezeigt hatte, wenn Camillo, der älteste Sohn, auf dem Kopf stehend über ein straff gespanntes Seil gerutscht war und dazu noch höllisches Feuer gespießen hatte, wenn in den Händen seiner Geschwister Blechsteller begehrlich rasselten und die Drehorgel wehrtüchtig quarrte: dann stand Jean Mourier inmitten des Kreises gespenstisch auf einer grün behangenen Tonne und sprach mit exabenen Worten von den Geheimnissen der Natur. Sein grüngestrichtes Haar schien bengalisch zu brennen. Heber Alles aber strahlte in seinen hochgehobenen Händen der rothe Steirring mit dreizehn Schlangenköpfen, der Zauberkräfte besaß über alles Gehier. Vornehmlich aber über Pferde.

"Seht diesen stolzen Schimmel Nello! Geht er nicht herrlich? Geht er nicht sieghast wie die Königin von Saba vor Salomo? Hebt er seine Schenkel nicht edler als alle Königinnen der Welt? Und er

soll werden wie der armeligste Karrengau; er soll seine Beine schleppen wie leere Schläuche; er soll ein Bettler sein in meiner Hand durch die Kraft des Ringes. Seht hier die dreizehn Schlangenköpfe!"

Er sprang dann von der Tonne und lief an den stammenden Leuten vorbei. Und Alle drängten sich, den übermächtigen Ring zu sehen. Unterdessen fing die Drehorgel an zu spielen; und der Schimmel Nello begann seinen sieghasten Gang, ruhig schreitend, und bei jedem Schritt warf er den stolzen Hals zurück.

Bis Jean Mourier im grünen Talar und mit grüneleuchtenden Haaren wieder auf der Tonne stand. Die Musik brach ab. In die atemlose Stille — nur von Ferne rauschten die Waldberge oder ein Bächlein plätscherte — flüsterte er mit geschlossenen Augen und schlaff vor sich gestreckten Armen:

"Eins, zwei, drei,  
Der Zauber sei!"

Und siehe da, während eine schwermüthige Musik begann: Nello der Herrliche, Nello der Sieghaste war armeliger als der schlechteste Gaul im Dorf. Kaum, daß er seine lahmen Beine noch vorwärts brachte. Sie mochten ihm Zucker hinhalten oder Hasen, sie mochten ihn streicheln, sie mochten ihm drohen mit der Peitsche: Nello blieb das ärmlste Thier.

Und so behexte der Ring alle die edlen Pferde nacheinander. Und jedes Anders: Shlva, das alte schwarze Thier fing an zu walzen mit seinen langbehaarten dicken Beinen und drehte sich wollüstig im Kreise. Mariette, der kleine wie ein Kalb gesetzte Pony, ging als Grizzlybär wild auf den Hinterbeinen. Die braune Lisette begann zu scharren wie ein Schatzgräber. Und Pierre, der hochbeinige Goldfuchs, dessen Schönheit den Schimmel Nello fast noch überstrahlte, Pierre brach in die Kniee, wie wenn ein Messer hindurch geschnitten hätte.

Jean Mourier aber, der grüne Beschwörer, stand unheimlich auf seiner Tonne. Mit seinem Blick sah er die Thiere an. Er drehte nur den Ring und sagte seinen Spruch. Unmöglich, daß sie ein Zeichen an ihn sehn könnten, dennoch gehorchten sie in Sekunden schnelligkeit.

Dann spreizte sich unter dem Talar sein grünes Trifotbein an der Tonne herunter auf den Boden. Ebenso langsam zog er das Andere nach, kam gespenstisch heran und ließ den rothen Steinring an den ehrfürchtig stammenden Augen vorbeiwandern. Da wo sie am dichtesten um ihn standen, blieb er stehen und holte dreimal Atem, legte den Ring flach auf die Hand, stieß den Beigefüger hinein und stöhnte mit geschlossenen Augen:

"Eins, zwei, drei,  
Für diesmal frei."

Die schwermüthige Leiermusik hörte auf, und aus einem Baum hervor stürmten die Pferde von ihm fort in den Kreis, laut wiehernd vor Lust.

"Die Béarnaise!" schrie er dann aufgeregt, sprang auf die Tonne zurück und war wie toll, schwankte die Arme und griff in seine grünen Haare. Die Pferde setzten sich in einen stolzen trab, Nello voran. Und wie die Klanges des wohlbekannten Gassenbauers in ihren Tritten lebten, lag etwas Fortreisendes darin, so daß mancher die Melodie mitzumachte und im stolzen Takt die Füße hob. Bis plötzlich, genan da, wo die drei schweren Bassöne das Finale einleiten, Jean Mourier ohne ein Wort den Ring drehte und Alles, was vorhin im einzelnen schon erschüttert hatte, nun gleichzeitig geschah: Der sieghaste Schimmel Nello fing an zu sinken, die schwarze drehte sich walzend im Kreise, das gesetzte Kälbchen Mariette ging in die Hinterbeine, die braune Lisette fing an zu scharren wie ein Schatzgräber, und Pierre, der hochbeinige Goldfuchs, brach in die Kniee. Und so blieben sie in einer verworrenen Gruppe. Bis die drei gellenden Läufe der Musik zum Schlussakkord hinaufließen,

und Jean Mourier mit einem starken Aufzug den Ring an den Beigefüger stießte.

Das war der große Schluß des Abends. Und niemals hatte Jean Mourier dann vergebens mit seinem Blechsteller gerasselt. Denn zum lebendigsten ging er selbst, die Sousstücke einzulösen. Alle wollten ihn noch einmal sehen, den grünen Zauberer, und den rothen steinernen Ring mit dreizehn Schlangenköpfen, den seine Rechte mächtig in die Höhe hob.

\*  
Der König durfte einen solchen Mann nicht fränen! Und noch dazu in St. Georges, wo soviel theures Vieh in den Ställen und soviel gläubige Unschuld in den dicken Gesichtern der Bewohner war. Nach beschwerlicher Fahrt auf regenweicher Straße war der Zirkus von La Chapelle herangekommen und hatte das ganze Dorf um seinen rothen Wagen und um die bunten Schabracken seiner edlen Pferde versammelt. Noch stand die Sonne hell am Himmel; aber Jean Mourier war seines Geschäftes sicher. Hier gab es keine kalten Zweifler, mißtrauisch gemacht durch unreelle Künste, und keine zügellosen Wiße. Hier waren die Sousstücke besonders dic, weil man die blankgescheuerten nicht kannte. Und viele davon sollten auf seine Blechsteller rasseln.

Um vier Uhr begann er seinen eindrücklichen Umzug durch das Dorf. Voran mit schmetternden Trompetentönen Camillo, zu Fuß in fenerrotem Trifot, hinter ihm die dicken Beine der schwarzbahaarten Shlva, zwei weitere Kinder Medenella's auf dem Rücken mit goldbenächten Gewändern und goldpapiereuen Engelsflügeln, dann das gesetzte Kälbchen Mariette mit der rothaarigen Tochter Camilla, hierauf die braune Lisette, etwas mühsam schreitend unter dem Wulst von Rosatüll, in dem die schwere Reiterin Medenella schwakte, dann endlich Nello, der sieghaste Schimmel Nello mit ihm selbst, dem grünen König aller Zauberer; dem Herrscher des rothen Wunderlings, den seine Linke hochhielt wie das Kleinod aller Welt. Zuletzt als Versöhnung nach diesem erschütternden Schauspiel: Pierre, der hochbeinige Goldfuchs, dessen Schönheit beinahe den Nello überstrahlte, mit einem Affen in großer Uniform als General.

Die sinkende Herbstsonne übergoss den bunten Plunder mit einem sanften Schmelz. Und es war kaum zu vermuthen, daß noch irgend ein Bewohner von St. Georges draußen in den Feldern war. Noth und schwankend vor Erregung folgten sie der Trompete Camillo's und drängten fast die Lehniwände der Dorfstraße auseinander. Auf der glatten Bässarenstirn Jean Mourier's spiegelte die Sonne einen feurigen Glanz bis in das grüne Haar hinauf, wie wenn dahinter all' die Sousstücke des kommenden Abends schon zu Gold verschmolzen würden.

Da scholl irgendwoher ein Peitschenschlag und das Getrapp von müden Pferden. Um die Felsene — man sah an dem dünnen Kirchturm vorbei bequem hinauf — kauerte zwei Reiter und zwei införnliche Kutschwagen. Die Reiter trugen Uniform. Sie vernaschten Jean Mourier gleich das größte Habhabagen. Die zu reichlich überraschten Bewohner von St. Georges glaubten wohl, daß auch diese Wagen zu den Wundern des Tages gehörten. Sie drängten den Festzug gegen den Brunnen, daß er nicht weiter komme. Alle Augen waren rückgewandt. So dicht staute sich die Menge, daß auch die Reiter halten mußten. Die verstaubten Wagen fuhren hinter ihnen auf, und dann war fitc einige Minuten abwartende Stille auf dem kleinen Kirchplatz von St. Georges, wie wenn zwei Könige sich begegnet wären.

Medenella rutschte in ihrem Lüßknäuel beängstigt hin und her. Jean Mourier aber saß unbewegt auf seinem sieghasten Schimmel und sah verachtungsvoll nach den abgetriebenen Postpferden der Auskömmlinge. Da öffnete sich im vordersten Wagen ein Fenster.

(Schluß folgt.)

